

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Christian Metz**

**Poetisch denken**

Die Lyrik der Gegenwart

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

### Lyrischer Fixstern, göttlicher Grapefruitkern

Seit Jahrzehnten wollen Literaturwissenschaftler\*innen und Lyrikkritiker\*innen ihre Leser\*innen davon überzeugen, in keinem Fall das lyrische Ich eines Gedichts mit der realen Autorin gleichzusetzen. Dennoch führt bei Monika Rinck kein Weg an der Einsicht vorbei. Ihre Gedichte fordern genau diese Identifikation heraus. Sie stehen damit alles andere als alleine da. Blogs, Facebook-Einträge, Instagram, Snapchat und Twitter haben die Frage neu angefacht, ob das Publierte authentischer Ausdruck von Personen sei. Was früher mal ein Spezialproblem der Lyrik war, ist heute von alltäglicher Relevanz. Die Lyrik ist somit zur Mustergattung öffentlicher Kommunikation geworden. Sie wäre leichtfertig, würde sie ihre traditionsreiche Kompetenz für Authentizitätsbelange einfach durch die Hände gleiten lassen. Und Monika Rinck ist offenbar nicht bereit dazu. Es wäre also nicht nur grob unhöflich, sondern darüber hinaus auch für die Lektüre ihrer Gedichte hinderlich, wenn hier nicht als Erstes Monika Rinck vorgestellt werden würde. Oder besser noch: Die Autorin stellt sich selbst vor. Denn was die 1969 in Zweibrücken geborene Monika Rinck im April 2014 in der Akademie der Künste im Rahmen der Reihe *Schwindel der Wirklichkeit* über sich preisgibt, ist weit aussagekräftiger als jeder noch so harte biographische Fakt:

Ich meinerseits. Ich bin Monika Rinck: Dichterin, Übersetzerin, Online-Assistentin und Softwaretrainerin. Ich hab anfangs meines Studiums während zwei Semestern, in denen ich an der Ruhr-Universität-Bochum einige Kurse im Fachbereich Werkstoffkunde belegt habe, ein Praktikum bei der Bundesanstalt für Materialforschung gemacht, der BAM, oder wie wir sie gerne genannt haben, der Bam. Und war da vor allem an

den Biegeeigenschaften von FGL, das ist Form-Gedächtnis-Legierung, beschäftigt, und habe mich dann allerdings bald der Literatur zugewandt und – ja, pfff, ja – höre hier jetzt einfach mal auf. (Rinck, Drehbewegungen, 17:32)

Dreierlei lässt sich an diesem Selbstporträt ablesen. Erstens: Monika Rinck nimmt die Frage nach der Autorschaft tatsächlich ernst. Ohne Selbstvorstellung geht nichts. (Für die Vorstellung ihrer drei Kolleg\*innen auf der Bühne nimmt sie sich übrigens satte zehn Minuten Zeit.) Zweitens: Sie bedient den Wunsch des Zuschauers und lässt ihn gleichzeitig ins Leere laufen. Ihre Rede ist gefüllt mit Authentizitätsangeboten, die sie aber gleichzeitig und sofort wieder zurücknimmt. Wer mag bei dem Gesagten schon unterscheiden, welche der Behauptungen wahr und welche von der Realität ungedeckt sind? Bochum? Stimmt! Dichterin, Übersetzerin, Online-Assistentin – korrekt. Kurse in Werkstoffkunde. Echt? Warum eigentlich nicht? Und hat nicht vielleicht auch genau dieser Kurs im Werkstoffhandel den Grundstein für die Dichterinnenkarriere gelegt? Lyrik schreiben, Material verdichtende Dichterin zu sein, die Eigenschaften der Stoffe zu bemessen sind ja wohl die konsequente Fortsetzung der Arbeit im Fachbereich Werkstoffkunde. Zumal das Arbeiten an der »Form-Gedächtnis-Legierung« ein treffendes Bild für das Dichten ist. Hat da jemand seinen Nebenjob etwa zum Hauptberuf gemacht? Oder ist das Dichten gar nicht Rincks Hauptberuf, weil sie ihr Geld als Online-Assistentin verdient? Und dann bricht ihre Dichterinnenleben-Selbstbeschreibung auch noch just an der Stelle ab, an der sie angeblich mit ihrem Schreiben beginnt. Statt biographische Gewissheit zu garantieren, versetzt Rinck ihre Zuschauer lieber in einen leichten Schwindel. Ist das Ironie? Ja, sicherlich. Aber es ist eine Ironie, die sich nicht nur distanziert, sondern bei der die Autorin – per körperlicher Präsenz auf der Bühne – selbst für die entstandene Lücke einsteht. Wenn Rinck gezielt eine Leerstelle schafft, erübrigt das keineswegs die Frage nach der Autorschaft. Es eröffnet – drittens – gezielt den Raum, in dem sich die Vorstellungen der Zuschauer und Leser ihrerseits einnisten und entfalten können. Es ist also überhaupt kein Zufall, dass Monika Rinck in

der literarischen Öffentlichkeit als eine »quecksilbrige« Autorin gilt, so der Kritiker Michael Braun im *Cicero*, die sich den Zuschreibungen geschickt entzieht.

Was soll man überhaupt über die Autorin wissen? Und welche Beschreibung ist aussagekräftig? Vielleicht lässt sich erst einmal nur eine Auffälligkeit festhalten: dass Monika Rincks Karriere als Autorin aufs engste mit dem Aufschwung der deutschsprachigen Lyrik verbunden ist. Nachdem sie 2003 in *Lyrik von JETZT* vier Gedichte veröffentlicht hatte, erschien ihr Debüt *Verzückte Distanzen* im darauffolgenden Jahr im zu Klampen Verlag. Anfang der 2000er Jahre war das der feinste Entdecker-Verlag für zuvor unbekannte Lyrik. 2002 erschien dort Marion Poschmanns Debüt *Verschlossene Kammern*, und im selben Jahr wie Monika Rinck veröffentlichte dort auch Volker Sielaff seinen ersten Gedichtband. Erst 2006, nachdem zuvor auch schon ihr *Begriffsstudio* und ihr Hörspiel *Pass auf, Pony!* bei der edition sutstein erschienen waren, kam Rincks erster Band bei kookbooks heraus – der großartige Essay *Ah, das Love-Ding!*. Von da ging es Schlag auf Schlag: 2007 *zum fernbleiben der umarmung*, 2009 *HELLE VERWIRRUNG/Rincks Ding- und Tierleben*, mit denen Rinck zur gefeierten Autorin avancierte. Von der »verzückten Distanz« bis zur »HELLEN VERWIRRUNG« bewegt sich die Lyrik auf einem gleichmäßigen, aber eben auch atemberaubend hohen Niveau. Seither wird sie nicht nur als »kaum zu greifende Autorin« beschrieben, sondern auch als »Star der Szene« (Sophie Dannenberg im *Cicero*) verehrt, und seither gilt Rinck als Vorzeigeautorin der Lyrik der Gegenwart, bevor sie mit ihrem Band *Honigprotokolle* (2012), ihrem vorläufigen Meisterwerk, noch einmal einen Aufstieg in der öffentlichen Wertschätzung erlebt.

»Quecksilbriger Star der Szene« – welchen Informationen sollte man sonst noch Glauben schenken? Vielleicht der beiläufigen Anekdote, die Steffen Popp in einem Interview preisgibt. Eigentlich geht es Popp in dem Gespräch darum, wie er seine Idee zur kollektiven Poetik *Helm aus Phlox* umgesetzt hat. Um 2008 initiiert er das Projekt. Er trommelt Ann Cotten, Daniel Falb, Hendrik Jackson und Monika Rinck zusammen. Erstaunt stellt er im Blick zurück fest, dass das erste Treffen aber seltsamerweise gar nicht bei ihm, sondern bei Monika

Rinck stattfand. Popp's anschließende Antwort, warum die Arbeit im Kollektiv so reibungslos funktionierte: »weil Monika Rinck so eine gewisse Autorität hat«. Und dann rekapituliert er den weiteren Verlauf: »ich hatte die Idee, habe die Leute eingeladen und wir haben uns auch manchmal bei mir getroffen, aber die Organisation und den Stand des Manuskriptes aufbewahren, das war dann Monika. Fast automatisch.« (Kuhlbrodt, Gespräch 2) Was für eine schöne Aussage: Rinck hat nicht nur organisiert und aufbewahrt, sie *war* die Organisation persönlich und die Personifikation der Manuskript-Aufbewahrung und Sorge. Wenn man dieser Schilderung glaubt, dann funktioniert das Kollektiv wie eine *Dependent Group*. Der Begriff geht eigentlich auf den US-Psychologen Wilfred Bion zurück: Eine *Dependent Group* ist eine Gruppe von Personen, die sich polar nach einer Person ausrichtet. In der Gruppe gibt es damit so eine Art Fixstern. Das würde mit der Einschätzung vom »Star der Lyrik-Szene« in Einklang stehen. Falls es je eine Tendenz zur Lyrikaristokratie geben sollte, die Frage nach der Monarchin scheint immerhin schon mal geklärt: Rinck regiert. Allerdings unterläuft Monika Rinck in ihrem Essay *Ah, das Love-Ding!*, in dem sie sich intensiv mit Bions Psychologie der Gruppe auseinandergesetzt hat, ausgerechnet dieses Bild: Dort bezeichnet sie die Struktur einer *Dependent Group* als »Grapefruit mit göttlichem Kern« (19). Das Bild passt so gut zu Rincks Denken, da eine Grapefruit eben nicht nur einen Kern hat. Die Metapher unterläuft die Vorstellung, man könnte sich nach einer Person ausrichten, und bestätigt sie zugleich doch. Sie eröffnet somit erneut einen paradoxalen Raum, in dem man es – wie in einem Unterschlupf – gut aushalten kann. Rinck als der »göttliche Grapefruitkern« der Gegenwartslyrik, darüber geht es nicht hinaus. Und wenn man mehr wissen will? Genau mit dieser Frage arbeitet Rincks Lyrik. Wenn die Leerstelle gähnt, bleibt eben nur die Lektüre von Rincks Texten. Nicht über Rinck lesen, Rinck lesen.

Wie geht es also zu in Rincks Lyrik? An einem Gedicht wie »mein denken« lassen sich die markantesten Charakterzüge von Monika Rincks Poesie und die Gewichtung der Themen ablesen. Da Poesie und Theorie bei Rinck gleichrangig nebeneinander stehen, erhält die in »mein denken« entworfene Figur der Autorin Kontur als Gegen-

part zum theoretisch erfassten Typus des »erschöpften Selbst«. In ihren Gedichten wiederum arbeitet Rinck die Facetten dieser Formation aus, indem sie immer neue Figuren und Szenen durchspielt. Analog zum Subjekt versteht Rinck auch die Funktion des Gedichts in der Gesellschaft: Gedichte sind Lückensucher, die eine Poetik des Glücksfalls entfalten. Ihre Erkenntnisse setzt Rinck erneut in ihren Gedichten um, indem sie Erlebnisse ihrer Figuren konzipiert. Als thematischen Schwerpunkt neben dem neuen Denken etabliert Rinck die Neuordnung des Gefühls- und Affekthaushalts. Daraus folgt eine radikale Liebeskritik: Rinck entwirft eine Alternative zum Konzept individualisierter Liebe. In ihrem Gedichtband *Honigprotokolle* nimmt sie alle Fäden wieder auf, um sie auf einer zuvor (und bislang auch noch nicht danach) noch nicht erreichten Ebene zur Poetik der Rasanz zu verweben.

### Spring doch: Rincks poetisches Denken

In Monika Rincks zweitem Gedichtband *zum fernbleiben der umarmung* (2007) findet sich das Gedicht mit dem verheißungsvollen Titel »mein denken«. Einen besseren Ausgangspunkt könnte es kaum geben. Noch direkter können Denken und Poesie kaum aufeinandertreffen. Das Gedicht führt also direkt in das programmatische Zentrum des »poetischen Denkens«. Zugleich schließt der Titel geradezu unverschämte offen an die Vorstellung der Erlebnislyrik an, die so lange für jede Avantgarde verpönt war. Verspricht es doch einen aussagekräftigen, höchst persönlichen Einblick in das Innenleben einer Autorin zu geben: »Hier, bitte schön, in zehn Zeilen serviere ich wie auf einem Silbertablett ›mein denken‹.« Ein sehr reizvolles Angebot, denn selbstverständlich legt es der Titel darauf an, dass die Leser\*innen die 1. Person Singular mit der Autorin identifizieren. So eine Offerte lässt sich nicht ablehnen. Wie wirksam das süße Gift ist, erkennt man schon daran, dass »mein denken« zum meistzitierten Rinck-Gedicht unter Journalist\*innen und Laudator\*innen geworden ist.

Wenn jetzt die Aussagekraft des einzelnen Gedichts in den Fokus

rückt, steht zugleich auch die eigene Vorgehensweise in diesem Buch auf der Probe. Wenn es gut ausgeht, dann müsste dieser eine Text – auch im Hinblick auf die Elemente des zuvor entfalteten poetischen Programms – wesentliche Charakteristika von Rincks Poetik bündeln. An ihm müsste sich zugleich ablesen lassen, wie Rinck sich als Autorin inszeniert, was sie als selbstinszenierte Figur umtreibt und wie sie denkt:

mein denken

ich hab heute mittag mein denken gesehen,  
es war eine abgeweidete wiese mit buckeln. wobei,  
es könnten auch ausläufer bemooster bergketten sein,  
jener grünfilzige teppich, den rentiere fressen.  
nein, einfach eine rege sich wölbende landschaft jenseits  
der baumgrenze, und sie war definitiv geschoren.  
die gedanken gingen leicht schwindelnd darüber  
wie sichtbar gemachte luftströme, nein, eigentlich vielmehr  
wie eine flotte immaterieller *hoovercrafts*, sie nutzten  
die buckel als schanze.

(ZFDU 73)

Als gäbe es nichts Selbstverständlicheres, als Geist in Materie, Unsichtbares in Sichtbares, Denken in Schrift zu verwandeln, halten die Verse, was ihr Titel verspricht. Rinck verleiht dem Denken, bei dem es sich – schon die Versform erlaubt keinen Zweifel – ausdrücklich um ihr poetisches Denken handelt, eine Gestalt und macht es so fassbar. »Nicht ohne meine Phänomenologen« könnte das Motto des Gedichts lauten. Denn nicht nur Hegels Klassiker *Phänomenologie des Geistes*, sondern auch Platon, Husserl oder Peirce ergründen auf zum Teil ziemlich vertrackte Weise das Wesen des Denkens, indem sie ihm Gestalt verleihen. So betrachtet, ist Rincks Gedicht zuerst einmal ein Gattungsaffront: Hunderte Seiten philosophischer Expertise dort stehen hier zehn Zeilen Lyrik gegenüber. Das ist ein klares Statement. Offenbar darf und kann die Lyrik, was der Philosophie nicht erlaubt wäre: plaudernd, locker, leicht in zwei Handvoll Versen auf den Punkt brin-

gen, wofür die Philosophie aus guten Gründen ganze Theoriegebäude braucht. Damit ist ein erster Maßstab von Rincks Poetik beschrieben: Theoretisch ambitioniert einerseits, ohne andererseits den eigenen, poetisch eher an Max Goldt als an Trakl orientierten Ton aufzugeben. Auf der Skala zwischen hermetischer Avantgarde und realistischer Ereignislyrik liegt Rincks Einsatzpunkt eher auf der Ereignisseite. Den denkenden Leser\*innen werden keine großen Ungewissheiten oder Entscheidungen abverlangt, das Gedicht kommt vertraut daher. Experimentelle Lyrik heißt hier gerade nicht, dass man vom ersten Wort an nichts versteht.

Das Einfache ist bei Rinck aber keineswegs trivial, sondern intricat. Das Gedicht präsentiert seinen Leser\*innen das Denken nämlich nicht unmittelbar, sondern zugleich hintersinnig und aussagekräftig: Der erste Vers erzählt von einer eigenartigen Begegnung: »ich hab heute mittag mein denken gesehen« erzeugt die Vorstellung, dass eine Person sich gerade jetzt, schreibend, an einen vergangenen Moment des Sehens erinnert. Vor den Augen des Lesers entstehen zwei Erlebnisse. Im Zentrum dieser zweiten Miniatur befindet sich jene Person, die an ihr Denken denkt und diese Gedanken auch noch zu Papier bringt. Die Leser\*innen sehen also doppelt, zwei Denkartens überlagern sich. Das Denken vom Mittag und der Gedankengang jetzt, den die Person notiert, die Schreibszene. (Eigentlich kommt für die Leser\*innen sogar noch jener Zeitpunkt hinzu, zu dem sie das Gedicht lesen.) Der Rückblick findet noch am selben Tag statt (»heute«), der Text trägt damit die Züge eines Tagebucheintrags. Im Blick zurück vergewissert man sich noch einmal der wichtigsten Ereignisse. Genau genommen handelt es sich also um ein »Nach-denken«, das als Erinnerung dem Denken nachfolgt. Dieses Denken ist zwar noch so nah dran am Ereignis, dass es klar sein dürfte, aber es ist auch nicht mehr so nah dran, dass es noch im unmittelbaren Bann des Erlebnisses steht. Der ruhige Duktus der Verse verstärkt diesen Eindruck: Hier überwiegen Distanz und Gefasstheit. Es gehört schon einige Souveränität dazu, die gesamte Szenerie mit nur einem einzigen Vers zu erfassen. Und von Könnerschaft zeugt, wenn dieser Satz besonders einprägsam ausfällt. Dafür sorgen sein heller Klang (nur »a«, »e«, »i«

kommen vor), seine alliterative Bindung (hab heute; mittag mein) und sein ausgefeilter Rhythmus: »ich hab' heute« statt »ich habe heute« überspielt den zugrundeliegenden Jambus (im Wechsel unbetonte, betonte Silben), führt zu einem Zusammenprallen betonter Silben und lässt so den 1. mit dem 2. Vers korrespondieren (»es war eine«). Das knallt! Und dieser Knall spitzt die Kollision auf thematischer Ebene, bei der das Ich auf sein Denken trifft, rhythmisch zu. Es knallt also zweifach. Wer so detailliert arbeitet, hat die Kontrolle über das Geschehen. Obwohl aber der Eindruck entsteht, alles wäre in bester Ordnung, wirkt das geschilderte Ereignis doch so befremdlich, dass ein unheimlicher, kühler Hauch die Zeile durchweht. Vielleicht liegt der Zeitpunkt des Schreibens gar nicht am Abend, sondern in der Nacht. Handelt es sich also um Nachtgedanken? Dann würde sich die Frage stellen, wer schon Nachtgedanken vorbehaltlos traut, die ja schon so manchen deutschen Dichter um den Schlaf gebracht haben.

Mit diesem kühlen Hauch im Nacken wirkt das mittägliche Denken geradezu harmlos. Alle Metaphern, die das Denken sichtbar machen, stammen aus dem Bildfeld »Landschaft«. Es liegt auf der Hand, Rincks Landschaftsbau als nahen Verwandten des (in der Einleitung erwähnten) Stadionbaus zu identifizieren. Die Leser\*innen bewegen sich (moving) durch die Landschaft des Denkens. Das Denken als Landschaft zu sehen ist so alt wie die Phänomenologie des Denkens. (Horaz war wohl der Erste, der das Bild verwendet hat.) Mit dieser Bildwahl ist klar: Rinck bedient sich freimütig am Wissensarchiv und verleiht den Fundstücken – ihrer moving information – dann ihren eigenen Schliff. Ihre Denklandschaft sieht aus wie die Hochebene Norwegens, schroff, steinig, gletschergedrillt, karg, eine flechtenüberzogene, vom langen Winter bedrängte Fläche, auf der Rentiere grasen. In diese Vorstellung fügt sich die konsequente Kleinschreibung ein: Wie die Landschaft (und die Fundstücke aus dem Archiv), so sind die Wörter abgeschliffen. Die Kombination mit dem Ton und der klanglichen wie rhythmischen Qualität ergibt Rincks eigenständigen Schreibstil. Doch zurück zum Denken: Das hat seinerseits Gesteinsform angenommen. Es ist sedimentiert, hat sich zu einem sicheren Grund aufgeschichtet. Die moosbewachsenen Steine bilden das Gegenbild zu dem eng-